

utb.

Timo Heimerdinger,
Markus Tauschek

Kulturtheoretisch argumentieren



utb 5450



Eine Arbeitsgemeinschaft der Verlage

Böhlau Verlag · Wien · Köln · Weimar
Verlag Barbara Budrich · Opladen · Toronto
facultas · Wien
Wilhelm Fink · Paderborn
Narr Francke Attempto Verlag / expert verlag · Tübingen
Haupt Verlag · Bern
Verlag Julius Klinkhardt · Bad Heilbrunn
Mohr Siebeck · Tübingen
Ernst Reinhardt Verlag · München
Ferdinand Schöningh · Paderborn
transcript Verlag · Bielefeld
Eugen Ulmer Verlag · Stuttgart
UVK Verlag · München
Vandenhoeck & Ruprecht · Göttingen
Waxmann · Münster · New York
wbv Publikation · Bielefeld

Timo Heimerdinger,
Markus Tauschek (Hg.)

Kulturtheoretisch argumentieren

Ein Arbeitsbuch

Waxmann

Münster • New York

Diese Publikation wurde freundlicherweise unterstützt von

- Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
- Philosophisch-Historische Fakultät und Forschungsschwerpunkt „Kulturelle Begegnungen – Kulturelle Konflikte“ der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck

Online-Angebote oder elektronische Ausgaben sind erhältlich unter www.utb-shop.de

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

utb 5450

ISBN 978-3-8252-5450-6

© Waxmann Verlag GmbH, 2020

www.waxmann.com

info@waxmann.com

Umschlaggestaltung: Atelier Reichert, Stuttgart

Umschlagfoto: © Ricardo Gomez-Unsplash.com

Satz: MTS. Satz & Layout, Münster

Druck: GrafikMediaProduktionsmanagement, Köln

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier,
säurefrei gemäß ISO 9706

Printed in the EU

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.
Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhalt

Einführung. Kulturtheoretisch argumentieren	7
<i>Timo Heimerdinger und Markus Tauschek</i>	
Affordanz	32
<i>Christoph Bareither</i>	
Agency	56
<i>Michaela Fenske</i>	
Akteur-Netzwerk-Theorie	77
<i>Ina Dietzsch</i>	
Diskurs	100
<i>Johannes Mücke</i>	
Emotion	130
<i>Ulrike Langbein</i>	
Habitus	154
<i>Timo Heimerdinger</i>	
Inszenierung	185
<i>Thomas Thiemeyer</i>	
Kritische Theorie	206
<i>Malte Völk</i>	
Kultur	236
<i>Sarah May</i>	
Liminalität	270
<i>Sarah Nimführ</i>	

Materialität	294
<i>Kerstin Poehls</i>	
Narrativität	323
<i>Silke Meyer</i>	
Performativität	351
<i>Karin Bürkert</i>	
Populärkultur	380
<i>Kaspar Maase</i>	
Praxis	408
<i>Barbara Sieferle</i>	
Ritual	433
<i>Mirko Uhlig</i>	
Spiel	467
<i>Anne Dippel</i>	
Tradition	490
<i>Markus Tauschek</i>	
Wissen	520
<i>Konrad J. Kuhn</i>	
Autorinnen und Autoren	551

Einführung.

Kulturtheoretisch argumentieren

Timo Heimerdinger und Markus Tauschek

1. Warum dieses Buch?

So aufregend und interessant der Beginn eines Studiums zweifellos ist, er fordert auch heraus. Geradezu einschüchternd erscheint die Breite an Eindrücken und Anforderungen: Themen, Methoden, Theorien, Arbeitsformen und Arbeitstechniken – so vieles muss neu und am besten auch noch zeitgleich gelernt, verstanden und eingeübt werden. In kulturwissenschaftlichen Fächern, gerade in solchen, die einen weiten Kulturbegriff verfolgen und damit die schier unüberblickbare Weite alltagskultureller Phänomene zum Gegenstand machen, wird diese Aufgabe zusätzlich gesteigert: Ein wissenschaftliches Fach wie die Empirische Kulturwissenschaft, Kulturanthropologie oder Europäische Ethnologie, das einerseits so viele vertraut wirkende Themen in wissenschaftlicher Form aufgreift, andererseits aber nicht schon aus der Schulzeit bekannt ist, muss überhaupt erst in seiner Arbeitsweise und Spezifik erfasst werden. Einerseits geht es um ganz alltagsnahe Themen wie z. B. Nahrungs-, Kleidungs- oder andere Konsumgewohnheiten, für die durchaus auch aus der unmittelbaren eigenen lebensweltlichen Anschauung geschöpft werden kann, und andererseits werden diese Themen mit dem Anspruch verbunden, darüber in einer akademisch orientierten, d. h. theoretisch wie methodisch organisierten Art und Weise nachzudenken und zu sprechen.

Es geht also darum, Alltägliches und damit für uns meist Selbstverständliches und Unhinterfragtes in einer sehr wenig alltäglichen Form, nämlich theoriegeleitet und strukturiert, zu behandeln und gerade dadurch besser zu verstehen. Denn nur auf diese Weise ist über ein Alltagsverständnis hinauszukommen und das Selbstverständliche zu einem wissenschaftlichen Untersuchungsgegenstand zu machen. In vielen Studienplänen wird dieser mehrfachen Herausforderung dadurch begegnet, dass in den ersten Semestern sowohl thematische Einführungsveranstaltungen für die Orientierung über relevante Themenfelder als auch methodische Grundlagenkurse sowie solche zu kulturwissenschaftlichen Theorien und Begriffen als verpflichtende Elemente des Curriculums angeboten werden. Und zu all diesen Dimensionen der universitären Ausbildung – thematische Einführungen und Fachgeschichte, Methodik und Theorien – gibt es auch bereits etliche Standardwerke. Die große Herausforderung, die sich dann im weiteren Ver-

lauf des Studiums jedoch stellt, frühestens bei den ersten etwas größeren schriftlichen Arbeiten, allerspätstens jedoch bei den Qualifikationsschriften, ist, diese verschiedenen Aspekte sinnvoll und konsequent miteinander zu kombinieren: Thema und Theorie. Doch wie macht man das eigentlich?

An diesem Punkt setzt das vorliegende Buch an: Es richtet sich an alle Kulturwissenschaftler*innen und kulturwissenschaftlich Interessierte ab dem ersten Semester und führt in 19 Beiträgen konkret vor, wie eine systematische Zusammenführung von Theorie und Empirie gelingen kann. Angesprochen sind Studierende und Vertreter*innen aller kulturwissenschaftlicher Disziplinen – mögen sie sich nun sozialwissenschaftlichen, philologischen, ethnologischen, historischen oder pädagogischen Fachtraditionen zuordnen. Hervorgegangen ist dieser Band jedoch – dies sei hier klar benannt und das verrät auch ein Blick auf das Spektrum der Autor*innen – aus dem Diskussionszusammenhang eines Faches, das früher als Volkskunde im deutschen Sprachraum firmierte und mittlerweile nach tiefgreifenden sozialwissenschaftlichen und ethnologischen Wenden im Laufe des 20. Jahrhunderts unter ganz verschiedenen Bezeichnungen in der deutschsprachigen Universitätslandschaft in Erscheinung tritt: Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Empirische Kulturwissenschaft oder Populäre Kulturen sind nur einige davon (siehe u. a. Brednich 2001; Kaschuba 1999; Weber-Kellermann/Bimmer/Becker 2003). Die Vielzahl dieser Benennungen ist Resultat und Ausdruck intensiver programmatischer und fachpolitischer Debatten, soll uns hier jedoch weniger als Problem denn als Ressource gelten: Das Fach hat vielfältige begriffliche, methodische und theoretische Impulse aufgegriffen, adaptiert oder integriert und stellt sich heute als eine kulturwissenschaftliche Disziplin dar, die empirische Analysen in Historie wie Gegenwart mit theoriegeleiteten Interpretationen im Bereich der Alltagskultur verbindet. Aus diesem breiten thematischen wie fachgeschichtlichen Fundus schöpft auch der vorliegende Band.

Die Autor*innen stellen verschiedene theoretische Konzepte und Zugänge zu kulturwissenschaftlichen Fragestellungen und Themen systematisch vor, erläutern fachgeschichtliche Zusammenhänge und möchten damit ein Verständnis für die Spezifik alltagskulturwissenschaftlichen Forschens vermitteln. Dieser Band ist kein Methodenbuch und auch keine Einführung in Fachgeschichte oder Themenfelder – auch wenn diese Aspekte immer wieder berührt werden. Ebenso wenig ist er ein Buch „über Kulturtheorien“ oder über die Theoretisierung von Kultur – davon gibt es bereits sehr viele. Es geht hier auch nicht um die empirischen Fallbeispiele und Felder als solche, sondern es geht um die produktive Arbeit mit Theorien in Bezug auf exemplarisch ausgewählte thematische Zusammenhänge, eben um die argumentative Verbindung von Theorie und Empirie. Die Beiträge dieses Bandes führen vor, wie kulturtheoretisches Argumentieren konkret gelingen kann, und möchten zum Transfer der dabei vermittelten Techniken des wissenschaftlichen Schreibens und Argumentierens auf andere Themen anregen. Denn erst so, durch einen theoriegeleiteten und strukturierten Zugang zu einem bestimmten Gegenstand, wird aus einem alltäglichen Sprechen über den Alltag ein kulturwissenschaftliches Sprechen.

Der Anspruch dieses Bandes ist dabei weder Innovation noch besondere Originalität, sondern die verständliche Darstellung von Bewährtem und Erprobtem: Deshalb haben die Autor*innen hier Themen gewählt, zu denen sie bereits in der Vergangenheit publiziert haben, sie können also aus dem Vollen schöpfen. Sie versuchen dabei, die inhaltlichen und begrifflichen Zusammenhänge so klar und verständlich wie möglich darzustellen, um ein Zielpublikum vom ersten Semester an zu erreichen. Zwei Dinge können dabei jedoch nicht völlig ausgeschlossen werden: dass sogar höhere oder gar ältere Semester die Texte mit Gewinn lesen werden und dass sie dabei eventuell noch den einen oder anderen neuen, vielleicht sogar innovativen Gedanken entdecken. Wer nun allerdings hofft, hier eine vollständige Enzyklopädie kulturtheoretischer Argumentationsmöglichkeiten vorzufinden, der wird zwangsläufig enttäuscht werden. Die Auswahl der in diesem Band behandelten Konzepte ist weder vollständig noch im systematischen Sinne streng einheitlich: Die gewählten Konzepte sind bewusst von ganz unterschiedlichem Grad hinsichtlich Abstraktionsniveau und Reichweite, denn die kulturwissenschaftliche Arbeit erfordert – je nach behandeltem Thema – unterschiedliche konzeptionelle Zugänge. Dies war auch ein leitender Gedanke bei der Formulierung des Nutzens, den dieser Band für die Leser*innenschaft bieten sollte: die Breite und Unterschiedlichkeit kulturtheoretisch angeleiteter Analysen sichtbar und nachvollziehbar zu machen, um somit möglichst anschauliche und ermunternde Beispiele für eigene wissenschaftliche Unternehmungen anzubieten. Denn dies ist das wichtigste Ziel dieses Buches: Es möchte die Leser*innen dazu ermutigen, die hier vorgeführten Argumentationen hinter sich zu lassen und dann – idealerweise inspiriert und orientiert – eigene und eigenständige Zugänge zu ganz anderen Themen zu suchen und zu finden.

Zwei Hinweise jedoch sind an dieser Stelle unerlässlich, denn die hier vorgestellten Fallstudien und Analysen sind in doppelter Hinsicht artifiziell und spiegeln eine Art Laborsituation, in der sie entstanden sind: Normalerweise kombinieren kulturwissenschaftliche Texte je nach Bedarf und Fall auch mehrere theoretische Konzepte miteinander und setzen diese in einen produktiven Dialog. Kaum eine Kulturanalyse kommt aufgrund der Komplexität unserer Felder mit nur einem einzigen theoretischen Konzept aus. In diesem Band jedoch geht es pro Beitrag aus Gründen der lehrbuchartigen Übersichtlichkeit und Systematik um jeweils nur ein einzelnes Konzept. Anschlussstellen und alternative Zugangsmöglichkeiten werden jedoch an vielen Stellen benannt. Zudem suchen Kulturwissenschaftler*innen üblicherweise ausgehend vom jeweiligen thematischen Fall die dazu passenden Konzepte aus, hier jedoch verlief der Weg umgekehrt: Die Autor*innen haben zum jeweils zu behandelnden Konzept einen geeigneten empirischen Anschauungsfall ausgewählt, schließlich geht es in den Beiträgen primär um die Darstellung und Verdeutlichung von konzeptionellen Zugängen anhand von empirischen Beispielen und nicht umgekehrt.

2. Was hat Kultur mit Theorie zu tun?

Kulturtheorien

Kultur und Theorie – das sind zwei große Begriffe in Forschung und Lehre. Beide sind komplex, haben jeweils eine eigene umfangreiche Begriffsgeschichte, sie haben spezifische Paradigmenwechsel – also sich ablösende wissenschaftliche Lehrmeinungen – hinter sich und sie werden darüber hinaus in unterschiedlichen Disziplinen bisweilen auch unterschiedlich verwendet. Hinzu kommt, dass der Begriff Kulturtheorie heute meist im Plural verwendet wird, auch wenn manche Einführungen zum Thema noch von der Kulturtheorie im Singular sprechen (etwa Müller-Funk 2010).

Das Feld der Kulturtheorien ist ein weites. Verschiedene Autor*innen haben versucht, Ordnung in dieses Feld zu bringen (u. a. Schröder/Breuninger 2001; Nünning 2005; Nünning/Nünning 2003; Moore 1999; Hofmann/Korta/Niekisch 2004). Grob unterscheiden lassen sich jene Theorien, die auf Kultur abzielen, diese zu definieren und generelle Strukturen und Muster auszumachen versuchen (vgl. Münch/Smelser 1992), und solche, die eine bestimmte, eben kulturwissenschaftliche Perspektive auf Wirklichkeit oder Gesellschaft einnehmen (vgl. Hejl 2005: 121; Herzfeld 2001; Hastrup 1995; Leimgruber 2013). Die Literaturwissenschaftlerinnen Dorothee Kimmich und Schamma Schahadat gehen im Vorwort zu ihrer gemeinsam mit dem Ethnologen Thomas Hauschild herausgegebenen Einführung in die Kulturtheorie davon aus, es gebe einen gemeinsamen Nenner aller Kulturtheorien: „Kulturtheorien reflektieren, darin sind sich alle Definitionen einig, die Beziehung zwischen Kultur und Gesellschaft“ (2010: 11).

So einfach scheint es jedoch nicht zu sein. Denn das Verhältnis von Kultur und Gesellschaft wird in verschiedenen Disziplinen eben keineswegs in gleicher Weise bestimmt oder diskutiert. In der Tübinger Empirischen Kulturwissenschaft etwa wurde Anfang der 1970er Jahre die bis heute immer wieder gerne aufgegriffene Formulierung geprägt, Kultur sei als die „andere Seite“ von Gesellschaft“ (Bausinger 1980: 10) zu verstehen, eine Formulierung, die sogar in Tübingen selbst mit einer gewissen Vorsicht als „richtig und ausweichend zugleich“ (ebd.) gewürdigt wurde. Was dieses ‚Anderer‘ denn konkret sei, bleibt hier nämlich vage. Doch zugleich stiftet diese Vagheit in der Formulierung immerhin eine suchende Neugier nach diesem Anderen, das eben jenseits des Offensichtlichen und bereits Bekannten liegen mag. Schon hier wird also in gewisser Weise eine Theoretisierung von Kultur geleistet, nämlich in der impliziten Annahme, sie gehe nicht vollständig in vordergründig ‚gesellschaftlichen‘, also beispielsweise ökonomischen, politischen oder sozialstrukturellen Zusammenhängen auf, sei aber immer auch darauf bezogen und bezeichne ganz grundsätzlich eine zentrale Dimension des menschlichen In-der-Welt-Seins.

Und es wird noch komplizierter, denn nicht alle Theorien, die zur Kulturtheorie gerechnet werden können, sind als solche einmal entstanden oder tragen auch den Begriff Kultur im Titel, bzw. setzen sich mit diesem auseinander (ein gutes Beispiel wären hier die Arbeiten der Philosophin Judith Butler zu Gender und Performativität). Es scheint zwar in vielen einführenden Grundlagenwerken einen Kanon kulturtheoretischer Texte

zu geben (etwa der Soziologen Pierre Bourdieu, Michel Foucault, Norbert Elias, Georg Simmel oder des Begründers der Psychoanalyse Sigmund Freud), man muss sich aber sicher dem Soziologen Stephan Moebius anschließen, der darauf hingewiesen hat, dass in verschiedenen Disziplinen Uneinigkeit darüber bestehe, wer als Kulturtheoretiker*in und was als Kulturtheorie zu gelten habe (vgl. Moebius 2009: 11).

Ohnehin gilt es, mit Nachdruck darauf hinzuweisen, dass Kulturtheorien immer auch in spezifischen Zeiten und Räumen und aus bestimmten disziplinären Blickwinkeln entstanden sind. Darüber hinaus sind Theorien immer auch begrenzt: „Jede Theorie hat ihre perspektivische Grenze. [...] Überhaupt gibt es wohl Grenzen von theoretischen Konzepten, die sich in Paradoxien, Zirkeln und reflektierten Widersprüchen artikulieren“ (Müller-Funk 2010: XV). Die Rezeption von Theorien wiederum findet auch unter ganz spezifischen Bedingungen statt. Auch für Kulturtheorien gibt es Moden und Trends, sie unterliegen wissenschaftlichen Aufmerksamkeitsökonomien, die sich dann auch in den verschiedenen *turns* (vgl. Bachmann-Medick 2014) in den Kulturwissenschaften niedergeschlagen haben. Mit *turns* sind immer Perspektivverschiebungen, Perspektiverweiterungen oder neue Zugänge verbunden: Der sog. *pictorial* (oder auch *iconic* oder *visual*) *turn* etwa hat die Forschung für die Bedeutung des Visuellen in der Kultur sensibilisiert. Das heißt aber nicht, dass es vor einem *turn* nicht auch schon Forschung zu dem jeweils prominent gesetzten Aspekt gegeben hätte. Vielmehr wird im jeweiligen *turn* die Aufmerksamkeit für bestimmte Aspekte geschärft, die vorher noch nicht so intensiv diskutiert worden sind. Das bedeutet keineswegs, dass *turns* nur zu einer quantitativen Zunahme von Forschung führen müssen. Sie führen vielmehr neue Erkenntnisperspektiven ein, die dann auch auf bereits untersuchte Gegenstände neu angewandt werden können und die für die Analyse neuer Gegenstände als besonders produktiv betrachtet werden.

Für die Auseinandersetzung mit Kulturtheorien heißt dies, dass man auch ältere Texte mit Gewinn für die heutige Theoretisierung eines Gegenstandes lesen kann, auch wenn diese vielleicht noch nicht mit einem bestimmten, aktuell verwendeten Konzept explizit arbeiten, weil dieses beispielsweise erst später entwickelt und rezipiert worden ist. Man sollte also immer danach fragen, wie vor der Einführung eines theoretischen Konzepts in verschiedenen Disziplinen über etwas geschrieben und gedacht worden ist, das dann später – unter Umständen in ganz anderen Kontexten – als theoretisches Konzept mit einem konkreten Begriff versehen wurde. Im Fach Europäische Ethnologie etwa gibt es viele Arbeiten, an denen man dies sehr gut zeigen könnte. In solchen Fällen, wenn eine bestimmte theoretische Denkfigur unter anderen Begriffen schon länger in der Fachdiskussion vorhanden war, gilt es dann in besonderer Weise, einen wissenschaftlichen Dialog herzustellen und einen gedanklichen Transfer zu leisten. Selbstverständlich setzt dies intensive Recherche und Lektüre voraus. Ein Beispiel hierfür wäre die Arbeit von Eric Hobsbawm und Terence Ranger zu den erfundenen Traditionen. Ähnliche Phänomene oder Probleme wurden in der Volkskunde bereits davor mit dem Begriff des Folklorismus diskutiert: die nachträgliche Hinterlegung von Brauchhandlungen mit Geschichtlichkeit oder historischem Alter. Ebenso der Performativitätsgedanke, der in der Erzählforschung und auch der Folklorismusdebatte schon implizit vorhanden

war, obwohl der Terminus zwar zu dieser Zeit schon in der Sprechakttheorie entwickelt, aber noch nicht im Fachdiskurs rezipiert und adaptiert worden war: die Beobachtung, dass der situative Aufführungsvollzug z. B. einer Erzählung oder eines Brauches für ein bestimmtes Publikum eine ganz wesentliche Rolle für die Ausprägung und Wirksamkeit dieses kulturellen Phänomens spielt.

Manche Theorien werden erst sehr viel später intensiv rezipiert, was manchmal auch verspäteten Übersetzungen aus anderen Sprachen geschuldet ist oder der Tatsache, dass ihr wissenschaftlicher Wert erst später erkannt wird. So setzte etwa die Wahrnehmung der heute als Klassiker geltenden Schriften des französischen Soziologen Pierre Bourdieu (allen voran „Die feinen Unterschiede“, frz.: „La distinction“ 1979, insbesondere aber auch frühere Texte) im deutschen Sprachraum erst nach geraumer Zeit ein. Ähnliches gilt auch für die Arbeiten von Norbert Elias zum Prozess der Zivilisation, die erst sehr viel später nach ihrem Erscheinen intensiv rezipiert worden sind.

Der Band möchte in diesem Sinne die Leser*innen zu einem eigenständigen, neugierigen und kritisch-reflexiven Umgang mit (Kultur-)Theorien auffordern. Denn gerade die anthropologische oder soziologische Wissensforschung hat immer wieder darauf hingewiesen, dass auch wissenschaftliches Wissen zwangsläufig situiert ist – es entsteht unter bestimmten Bedingungen (etwa in politischen Kontexten; ein gutes Beispiel wäre die volkskundliche Forschung in der DDR) und kann immer unterschiedlich interpretiert werden. Umso wichtiger ist es, auch im Umgang mit Theorien stets klar herauszuarbeiten, wer was mit welchen Zielen in welchen Kontexten formuliert hat und dabei zu fragen, ob und wie man wissenschaftliche Aussagen überhaupt in andere Räume, Zeiten und Kontexte übertragen kann.

Zurück zur Kulturtheorie: Theorien unterliegen Moden oder Konjunkturen und dies gilt selbstverständlich auch für Kulturtheorien. Auch deshalb kann es keinen feststehenden Kanon kulturtheoretischer Texte geben. Es gilt also auch für Kulturtheorien, was der Soziologe Andreas Reckwitz im Rahmen seiner umfassenden sozialwissenschaftlichen Rekonstruktion kulturtheoretischer Programmatiken für das kulturwissenschaftliche Forschungsprogramm und dessen Ziele herausgearbeitet hat:

„Das kulturwissenschaftliche Forschungsprogramm zielt darauf ab, die impliziten, in der Regel nicht bewussten symbolischen Ordnungen, kulturellen Codes und Sinnhorizonte zu explizieren, die in unterschiedlichsten menschlichen Praktiken – verschiedener Zeiten und Räume – zum Ausdruck kommen und diese ermöglichen. Indem die Abhängigkeit der Praktiken von historisch und lokal-spezifischen Wissensordnungen herausgearbeitet wird, wird die *Kontingenz* dieser Praktiken, ihre Nicht-Notwendigkeit und Historizität demonstriert.“ (Reckwitz 2011: 2; Herv. i. O.)

Reckwitz problematisiert hier eine ganze Reihe kulturtheoretisch relevanter Aspekte, die sich in den vergangenen Jahren auch in wissenschaftlichen Debatten niedergeschlagen haben. Kultur definiert Reckwitz hier in Anlehnung an Clifford Geertz' semiotischen Kulturbegriff als symbolische Ordnung, die unser Handeln bedingt und die ihrerseits wieder durch unser Handeln entsteht (vgl. auch Hansen 2003). Hier ist ein Spannungs-

feld angeschnitten, das in jüngeren Debatten intensiv diskutiert wurde: Der Zusammenhang zwischen Praktiken und (kulturellen und gesellschaftlichen) Strukturen oder Diskursen. Dazu noch einmal Reckwitz, der betont, dass umstritten sei, welches kulturtheoretische Vokabular in der Forschung jeweils genutzt werde:

„Offen ist in der kulturalistischen Theoriediskussion und Forschungspraxis, ob eine stärker strukturalistisch-semiotische, das heißt ‚holistische‘, oder eine stärker hermeneutisch-interpretative, ‚subjektorientierte‘ Perspektive eingenommen werden und ob das Konzept des ‚Diskurses‘ oder das der ‚Praktiken‘ eine Leitfunktion erhalten soll: Ist Kultur als ‚Struktur‘ oder als ‚subjektive Leistung‘ zu verstehen? Bewegt sich Kultur auf der Ebene von Diskursen oder auf der von ‚Praktiken‘?“ (Reckwitz 2011: 3)

Ganz ähnlich hat dieses Spannungsfeld der Kulturwissenschaftler Rolf Lindner in seiner definitorischen Annäherung an den Kulturbegriff formuliert:

„Kultur, so könnte man sagen, ist die Art und Weise, in der die Individuen die gesellschaftlichen Verhältnisse, in die sie hineingeboren sind, verarbeiten, aneignen, umgestalten. Betont wird damit die Handlungsfähigkeit der Subjekte [...] gegenüber den als übermächtig erscheinenden sozialen Verhältnissen.“ (Lindner 2007: 136)

Die Frage, in welchem Zusammenhang sprachlich und bildlich vermittelte Diskurse, ‚von außen gegebene‘ Strukturen und ‚sich innen öffnende‘ Handlungsmöglichkeiten der Subjekte stehen, durchzieht viele der Beiträge in diesem Band. Sie ist – so könnte man in Anlehnung an Reckwitz und Lindner formulieren – genuin kulturwissenschaftlich. Doch auch in der Geschichte der Kulturtheorien ist dieser Zusammenhang unterschiedlich beurteilt worden.

Theorien kontextualisieren



Die fast unüberschaubare Vielzahl kulturtheoretischer Ansätze kann hier nicht diskutiert werden, doch wir wollen Ihnen hier einige grundsätzliche Hinweise und Tipps für die vertiefende Auseinandersetzung mit Kulturtheorien geben:

- 1) Zunächst der vielleicht offensichtlichste Hinweis: Versuchen Sie in der Auseinandersetzung mit Kulturtheorien zu klären, welcher Kulturbegriff diesen jeweils zugrunde liegt. Oder kommt eine Kulturtheorie gar ohne eine explizite Diskussion des Begriffes Kultur aus? Dann sollten Sie weiterfragen, ob sich dort implizite – also indirekte und weniger offen formulierte – Vorverständnisse von Kultur finden lassen.
- 2) Ordnen Sie Kulturtheorien – wie oben angedeutet – immer historisch ein. Also: Wann sind sie in welchen Kontexten mit welchen Zielen entstanden? Wann wurden sie aus welchen Gründen neu oder wieder entdeckt? In seiner Einführung in die Kulturtheorie hat Wolfgang Müller-Funk auf diesen Aspekt hingewiesen: „Besonders wichtig erschien mir die historische Tiefendimension, das heißt die Entwick-

lungsgeschichte eines bestimmten Theorie-Diskurses: Denn der historische Zugang eröffnet auch ein Verständnis einer Theorie im Sinne einer Orientierung“ (Müller-Funk 2006: XV).

- 3) Klären Sie die konkrete Basis der jeweiligen kulturtheoretischen Überlegungen. Liegt diesen historisches Quellenmaterial (wie etwa in Norbert Elias' Überlegungen zum Prozess der Zivilisation) oder empirisch-ethnografisches Material zugrunde (wie beispielsweise bei Victor Turners Arbeiten zum Ritual)? Wie wurde das Material interpretiert? Wie wurden aus konkreten Befunden Verallgemeinerungen formuliert?
- 4) Prüfen Sie, ob und wie die gewählten Ansätze überhaupt auf andere Kontexte übertragbar sind. Und wenn ja: Sind sie dafür eventuell zu modifizieren? Ein gutes Beispiel hierfür wären Pierre Bourdieus Arbeiten zum Habitus oder zur Distinktion und der Verteilung der verschiedenen Kapitalformen, die er im Frankreich der 1970er Jahre entwickelt hat. Es ist durchaus fraglich, welche Aspekte von Bourdieus berühmten Überlegungen beispielsweise auf Deutschland im Jahr 2020 gut passen (etwa das umfassende Prinzip soziokultureller Distinktion) und welche heute als stark an die damalige Erhebungssituation gebunden erscheinen und daher nicht so einfach zu übertragen sind (etwa die spezifischen Separierungsmechanismen im französischen Bildungs- und Schulsystem).
- 5) Gleichen Sie kulturtheoretische Texte mit dem eigenen Fachverständnis ab. Denn oft besteht in verschiedenen Disziplinen eine je unterschiedliche Auffassung von Begriffen (ein Beispiel wäre hier der Begriff der Dekonstruktion, der in der Soziologie anders genutzt wird als in literaturwissenschaftlichen Fächern). Im Übrigen gilt dies auch für Debatten innerhalb einer Disziplin – auch hier gibt es oft divergierende, d. h. sich unterscheidende, Begriffsverständnisse.
- 6) Damit verbunden ist schließlich die Aufforderung, die Rezeptionsgeschichte von Kulturtheorien so präzise es geht nachzuvollziehen. Nutzen Sie dazu kommentierende Texte zu einzelnen Kulturtheorien. Doch auch hier gilt, dass diese selbstverständlich aus spezifischen disziplinären Perspektiven heraus geschrieben sind, die Sie offenlegen und berücksichtigen sollten.

Der Stellenwert von Theorie in einer kulturwissenschaftlichen Disziplin

Mit dem Begriff Theorie verhält es sich ähnlich wie mit den Begriffen Kultur und dem Kompositum Kulturtheorie. Er ist höchst voraussetzungsreich, bisweilen umstritten und hat sich in seiner wissenschaftlichen Begriffsgeschichte auch verändert. Zunächst lohnt – wie es in kulturwissenschaftlicher Forschung häufig üblich ist – ein Blick auf alltägliche Begriffsverwendungen. Damit ist gleichzeitig eine grundsätzliche Herausforderung in kulturwissenschaftlicher Forschung angesprochen, die oft Begriffe als analytische Konzepte nutzt, die ganz selbstverständlich auch in unserer Alltagssprache Verwendung

finden (das gilt etwa für die Begriffe Tradition, Ritual oder eben auch den Kulturbegriff). Zudem gibt es ehemals rein wissenschaftliche Begriffe, die dann irgendwann auch Bestandteil der Alltagssprache geworden sind (beispielsweise die Begriffe Habitus oder Ethnizität). Für beide Fälle gilt in besonderer Weise, sich immer wieder bewusst zu machen, dass es zwischen dem alltagssprachlichen und dem wissenschaftlichen Gebrauch große Unterschiede geben kann, auch wenn es sich um ein und dasselbe Wort handelt.

In unserer Alltagssprache ist der Begriff Theorie häufig ambivalent: Wenn jemand sagt, er oder sie habe zu einem Thema eine bestimmte Theorie, dann ist damit meist eine noch nicht belegte Vermutung gemeint. Gleichzeitig schwingt im Begriff auch die Behauptung quasi-wissenschaftlicher Glaubwürdigkeit, Verallgemeinerbarkeit und Überprüfbarkeit mit (ein gutes Beispiel wären hier Verschwörungstheorien). Und alltagssprachlich klingt im Theoriebegriff auch eine Dichotomie – also eine sich gegenüberstehende Zweiteilung – an. In der sprichwörtlichen Aussage „das ist ja nur graue Theorie“ (frei entlehnt aus Goethes *Faust*) schwingt mit, dass diese der Überprüfung in der Praxis möglicherweise nicht standhält.

Wie aber ist ein wissenschaftlicher Theoriebegriff konturiert? Es ist sicherlich wenig überraschend, dass es auch hier zum Teil beträchtliche disziplinäre Unterschiede gibt – sowohl in der Begriffsverwendung als auch in der Genese von Theorien, ihrer Mobilisierung, Diskussion oder im Stellenwert von Theorien. Für empirisch-kulturwissenschaftliche Disziplinen gilt, dass sie einen eher instrumentellen und pragmatischen Umgang mit Theorien pflegen. Theorien sind hier nie Selbstzweck, sondern werden grundsätzlich mit empirischem Material oder auch mit historischen Quellen in einen Dialog gebracht. Der Forschungsstil empirisch arbeitender kulturwissenschaftlicher Disziplinen, die ihr Quellenmaterial im Archiv oder in ethnografischer Forschung erheben, ist als induktiver Forschungsstil zu beschreiben. Das heißt, dass vor der eigentlichen Forschung keine fertig entwickelten, elaborierten Theorien stehen, die es dann nur zu verifizieren (bestätigen) oder zu falsifizieren (widerlegen) gilt. Vielmehr diskutieren diese Disziplinen Theorien oder einzelne Konzepte aus größeren Theoriebezügen (ein Beispiel dafür wäre die Ritualtheorie, ein Aspekt daraus das Konzept der Liminalität) oft nah am Forschungsmaterial, entwickeln sie dann unter diesem Eindruck weiter und machen den Forschungsprozess so in spezifischer Weise produktiv. Der Europäische Ethnologe Wolfgang Kaschuba hat dieses Vorgehen, „Theorien und Methoden möglichst eng am Forschungsgegenstand und aus ihm heraus zu entwickeln“ als „ethnologisches Anliegen“ charakterisiert (Kaschuba 1999: 114). Dieser induktiven Forschungshaltung und dem komplexen Material ist es dabei auch geschuldet, dass meist eine Vielzahl theoretischer Konzepte genutzt wird.

Der Kulturwissenschaftler Kaspar Maase hat genau diesen Aspekt für die Untersuchung von Populärkultur besonders betont:

„Empirische Forschung braucht einen großen und vielfältig bestückten Werkzeugkasten, um wechselnden Fragestellungen und der jeweiligen Materiallage gerecht zu werden. Das Bekenntnis zur Vielfalt der Theoriebezüge ist mehr als eine Verlegenheitslösung. Für empirische Wissenschaft geht es nicht darum, logisch kohärente Systeme

zu formulieren und anzuwenden. Die kulturellen Praktiken, mit denen man es zu tun hat, sind dafür einfach zu vielschichtig, ihre Formen und subjektiven Bedeutungen im strikten Sinne unerschöpflich. Sie sind, anders gesagt, zu schade, um in großen Teilen (und meist gerade mit ihren subjektiv relevantesten, individuell-einmaligen Facetten) durch die Raster zielstrebigere Verallgemeinerungen zu fallen.“ (Maase 2019: 19)

Befasst man sich etwa aus einer medizinanthropologischen Perspektive mit der Corona-Pandemie 2019/2020, dann wären hier etwa *gouvernementalitätstheoretische* Konzepte oder Michel Foucaults Thesen zur Biopolitik ebenso fruchtbar zu machen wie Konzepte aus den *Material Culture Studies* (wenn man etwa die Debatten wie die alltagspraktischen Umgangsformen mit dem Mund-Nasen-Schutz ansehen würde); gleichzeitig wären diskursanalytische Ansätze heuristisch gewinnbringend, wenn man danach fragt, wer in welcher Weise über das Virus und die Pandemie spricht und was alles nicht gesagt wird oder werden kann. Konkret bedeutet ein induktiver Forschungsstil, dass die Basis aus empirischem oder historischem Material die Wahl relevanter Theorie(n) für die Interpretation nach sich zieht. Das gegenteilige Vorgehen wäre ein deduktiver Forschungsstil, bei dem die Theorie an erster Stelle steht. Auch dieses Moment ist in empirisch-kulturwissenschaftlichen Arbeiten durchaus zu beobachten, sie nehmen ihren Ausgang dann bei bestimmten theoriegeleiteten Vorannahmen, richten dadurch den Blick auf das Material und organisieren die Forschungsperspektive somit in einer spezifischen Weise. Insgesamt ist auch in kulturwissenschaftlicher Forschung häufig von einem Wechselspiel von deduktiven und induktiven Momenten im Forschungsprozess auszugehen, durchaus mit wechselnden Anteilen und Akzentsetzungen.

Wie Disziplinen, die empirisch forschen, mit Theorie umgehen, hat der bereits zitierte Kaspar Maase plastisch beschrieben. Er weist dabei auf die Potenziale eines möglichst flexiblen Umgangs mit Theorie(n) hin:

„Forschung, die auf Erfahrung und Beobachtung gründet [das sind die Merkmale empirischer Forschung; Anm. TH/MT], lehnt begrifflich analytische Anstrengung keineswegs ab. Sie schätzt vielmehr Theorieangebote durchaus, pflegt aber einen pragmatischen Umgang mit ihnen. Salopp formuliert: Man ist nicht eingeschworen auf bestimmte Denkschulen. Man wählt idealerweise Kategorien und Modellannahmen danach aus, ob sie versprechen, für den konkreten Forschungsgegenstand, die verfügbare Empirie und die jeweils verfolgten Fragen hilfreich zu sein.“ (ebd.: 18)

Maase beschreibt hier ein zentrales Ziel der Auseinandersetzung mit Theorie: Es geht darum, neue, fruchtbare und das Verstehen fördernde Blickrichtungen auf die von uns untersuchten Felder zu ermöglichen. Etwas plastischer formuliert: Theorien helfen Kulturwissenschaftler*innen, die von ihnen untersuchte Wirklichkeit besser zu verstehen (siehe u. a. Canda 2018; Noyes 2016). Sie fokussieren die wissenschaftliche Aufmerksamkeit, lenken den Blick auf Aspekte, die man vielleicht ohne theoretische Bezüge so nicht gesehen oder gar übersehen hätte. Die Kulturwissenschaftlerin Christine Bischoff argumentiert zum Zusammenhang von Theorie und Empirie genau in diese Richtung:

Theorien würden „oft erst die Möglichkeit schaffen, etwas zu beobachten und zu erfassen“ (Bischoff 2014: 19).

Gleichzeitig formuliert Kaspar Maase eine Absage an wissenschaftliche Denkschulen. Im Zitat führt Maase dies nicht weiter aus; man könnte aber annehmen, dass die Skepsis darin begründet ist, dass Denkschulen häufig mit sehr stabilen und damit weniger flexiblen theoretischen Konzepten oder ganzen Theorien arbeiten. Bemerkenswert ist dabei auch Maases Skepsis gegenüber einem Eingeschworen-Sein auf bestimmte Theorien. Hier klingt an, dass Theorien im Extremfall durchaus auch zu einer Art Glaubensrichtung werden können, sie drohen dann zu ‚-ismen‘ zu werden.

Maase weist schließlich in Anlehnung an den Philosophen Karl Popper darauf hin, dass die Theorien auch aufgegeben werden müssten oder ihr Geltungsbereich korrigiert werden müsse, sobald Aussagen oder Phänomene an einer Überprüfung von Theorie Zweifel aufkommen lassen:

„Falsifizieren ist eine der Haupttätigkeiten empirischer Kulturforscher*innen, und nicht selten eine durchaus befriedigende, wenn nicht gar vergnügliche. Die Allgemeingültigkeit sozialwissenschaftlicher oder ökonomischer Aussagen einzuschränken und Differenzierungen zu verlangen, kann ebenso viel Freude bereiten wie Vorurteile oder fragloses Alltagswissen herauszufordern. Anders formuliert: Der Respekt vor Theorien, Modellen, Konzepten ist begrenzt, und er schrumpft, je größer deren Geltungsanspruch wird.“ (Maase 2019: 18)

Die Auseinandersetzung mit Theorie(n) macht also Spaß. Genau dies will dieser Band auch zeigen. Dabei könnte man allerdings fragen, ob kulturwissenschaftliche Forschung immer nur Theorien auf ihre Gültigkeit überprüft und sich das von Kaspar Maase angenommene Vergnügen dann nur einstellt, wenn man Theorien bestätigt oder sie widerlegt. Dies ist keineswegs der Fall. Erstens ist auch die kritische Diskussion von Theorien eine wichtige wissenschaftliche Leistung. Und zweitens erheben auch empirisch arbeitende kulturwissenschaftliche Disziplinen den Anspruch, Theorien oder theoretische Konzepte selbst zu entwickeln oder weiterzuentwickeln. Ein wichtiger Hinweis bezieht sich dabei jedoch auf die Reichweite, oder wie Maase es formuliert, den „Geltungsanspruch“ wissenschaftlicher Theorieangebote.

Hier gibt es große Unterschiede zwischen den verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen, etwa den Wirtschaftswissenschaften, der medizinischen Forschung, der Physik, der quantitativ arbeitenden Soziologie, der Philosophie oder den Literaturwissenschaften, der Ethnologie oder auch der Europäischen Ethnologie/Empirischen Kulturwissenschaft. Während einige Disziplinen große Theorieentwürfe vorlegen, die auf Modellen beruhen und universale Gültigkeit – über zeitliche oder räumliche Differenzen hinweg, so etwa die soziologische Systemtheorie oder die Relativitätstheorie – für sich beanspruchen, formulieren andere Disziplinen auch aufgrund ihrer Forschungsgegenstände eher Theorien mittlerer Reichweite, die dann vor allem für bestimmte Felder, Kontexte, (kulturelle) Räume oder historische Zeiträume gelten und die nicht ohne weiteres auf andere Felder usw. übertragbar sind. Für die Auseinandersetzung mit

Theorien im Studium und später dann in der Forschung ist also immer darauf zu achten, welchen Geltungsanspruch Theorien für sich selbst erheben und welches Theorieverständnis jeweils wirksam ist. Zu betonen ist dabei, dass eine wertende Unterscheidung, die Theorie mehr wissenschaftlichen Wert beimisst als etwa einem stärkeren Fokus auf empirische Forschung, auch in der Wissenschaftsforschung selbst kritisch gesehen wird, geht es hier doch auch um disziplinäre Hierarchien und Deutungshoheiten. Dies gilt es in der Rezeption von Theorieangeboten und bei der Lektüre entsprechender Texte immer zu berücksichtigen.

Hier ist ein Vorschlag hilfreich, den der Soziologe Herbert Kalthoff in einem Beitrag zum Zusammenhang von Theorie und Empirie gemacht hat: Kalthoff unterscheidet drei Perspektiven auf soziologische Theorien, die man aber auch auf Theorien in anderen Fächern übertragen kann. Unterscheiden könne man zwischen „1. Theorien als beobachtungsleitenden Annahmen, 2. Theorien als aus empirischem Material entwickelten Kategorien, 3. Theorien als beobachtbaren sozialen Phänomenen“ (Kalthoff 2015: 12). Der erste Punkt wurde oben schon als deduktiver Forschungsstil beschrieben; der zweite als induktiver. Wenn Theorien aus empirischem Material entwickelt würden, so Kalthoff, ließen sie sich als Theorien mittlerer Reichweite in Anlehnung an den Soziologen Robert K. Merton begreifen:

„Sie haben substantiellen Charakter, wenn sie sich auf vergleichbare Fälle beziehen und die wesentlichen Bedingungen der Kategorie aufzeigen, die aus dem empirischen Material gewonnen wurde. Sie haben formalen Charakter, wenn sie gegensätzliche Fälle vergleichen und damit die Bereiche ausdehnen, die der Kategorie empirisch zugrunde liegen. Formale Theoriebildung dehnt die substantielle Theorie aus, indem sie auf die Integration von Gegensätzen und die Vergleiche verschiedener Bereiche abzielt. Durch diese Strategie der Maximierung wird Generalisierbarkeit erhöht und Validität erzeugt.“ (ebd.: 13)

Kalthoff beschreibt hier grundsätzliche Charakteristika von Theorie: Es geht um Verallgemeinerbarkeit und Validität. Beides wird durch Vergleich sichergestellt, um jenseits eines konkreten Befundes generalisierbare Aussagen treffen zu können. In der konkreten empirischen Forschung bleibt das selbstverständlich immer eine große Herausforderung. Denn in der Regel ist diese Form der wissenschaftlichen Praxis zirkulär angelegt: Das heißt, dass Theoriearbeit und empirische oder auch historische Forschung nie abgetrennt voneinander oder gar nacheinander stattfinden. Vielmehr ist diese Form der Forschung ein dialektischer, dialogischer Prozess: Nach dem zehnten Interview oder dem dritten Feldaufenthalt kann es sein, dass bisherige theoretische, verallgemeinernde Annahmen noch einmal verworfen oder entsprechend adaptiert werden müssen (vgl. dazu auch Bischoff 2014). In diesem Prozess wird die Fragestellung meist auch reformuliert.

Der von Kalthoff angesprochene dritte Punkt wurde oben schon kurz angerissen: Theorien sind selbst Gegenstand der wissenschaftlichen Analyse – sie sind selbst Teil jener Wirklichkeit, die sie untersuchen. Bereiche, in denen dies sehr systematisch geschieht sind die interdisziplinär ausgerichtete Wissenschaftsforschung, die Wissensan-

thropologie oder -soziologie oder auch die Science and Technology Studies. Hier geht es unter anderem immer auch um die Frage, wie wissenschaftliche Denkstile und wissenschaftliches Wissen überhaupt entstehen, inwiefern wissenschaftliches Wissen immer situiert ist und welche Rolle dabei die konkreten Praktiken in der Genese wissenschaftlichen Wissens spielen, bzw. wie Wissen oder einzelne Wissensbestände zirkulieren und sich dabei kontinuierlich verändern können. Schließlich ist auch immer wieder zu beobachten, wie ursprünglich wissenschaftliche Theorien zum Bestandteil allgemein geteilten Alltagswissens und somit auf neue Weise zum Gegenstand der alltagskulturwissenschaftlichen Arbeit werden, denn Theorie wird hier zum Teil alltäglicher Praxis (ein Beispiel wäre das Konzept der Ethnizität, das aus der wissenschaftlichen Forschung beispielsweise in den politischen Diskurs gelangt ist, dort dann eine spezifische Verwendung fand, die meist anders war und ist als in der Ethnizitätsforschung; diese hat diesen Prozess dann selbst wieder zum Gegenstand der Analyse und Reflexion gemacht). All das sind wichtige Fragen, die man aus kulturwissenschaftlicher Sicht stellen muss, wenn man sich mit Theorie auseinandersetzt.

Ohnehin ist es eine wichtige Eigenschaft, die Studierende kulturwissenschaftlicher Fächer in den ersten Semestern lernen sollten, nicht nur mit einem befremdeten Blick auf vermeintliche Selbstverständlichkeiten etwa in der eigenen Lebenswelt und Alltagskultur zu schauen (vgl. Hirschauer/Amann 1997; Hirschauer 2010), sondern sich immer auch kritisch-reflexiv mit Theorien und analytischen Konzepten auseinanderzusetzen. Was auf den ersten Blick sehr plausibel erscheinen mag, erweist sich beim zweiten Nachdenken oder auch bei erster empirischer Forschung möglicherweise als fragwürdig. Zudem haben einzelne Autor*innen im Laufe ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit Theorien auch selbst wieder verworfen oder weiterentwickelt. Das gilt etwa für Foucaults Überlegungen zum Diskursbegriff. In Texten eines kulturwissenschaftlichen Autors/einer kulturwissenschaftlichen Autorin aus dem Jahr 1996 bzw. aus dem Jahr 2008 kann man also durchaus auch Widersprüchliches oder auch Differenzen zu ein und demselben theoretischen Konzept lesen. Gleiches gilt auch für die spätere Rezeption durch andere Autor*innen. Aber dies muss und sollte nicht als Problem oder Nachteil gesehen werden, derartige Verschiebungen und Dynamiken sind vielmehr Ausdruck eines lebendigen, lernbereiten Denkens, das naturgemäß und glücklicherweise seine Meinung zu ändern oder weiterzuentwickeln vermag.

Theorie, Konzept, Perspektive oder Analysekatgorie?

Die Vielschichtigkeit der Theoriearbeit bezieht sich nicht nur auf gedankliche Konzepte, sondern auch auf den sprachlichen Umgang damit. Schon in den bisherigen Ausführungen ist eine Reihe an Begriffen gefallen, die sich im semantischen Feld – also im Feld der sprachlich artikulierten Bedeutungen – rund um den Theoriebegriff bewegen. Gerade in den ersten Semestern des Studiums führt diese Vielzahl von Begrifflichkeiten häufig zu Verwirrungen: Was ist eine Theorie, was eine theoretische Perspektive, was ein theoretischer Rahmen? Was ist ein analytisches Konzept? Was ist eine Analysekatgorie?

Gerade vor oder nach Referaten hören Studierende ja häufig den Hinweis, eine analytische Fragestellung habe noch gefehlt oder die Fragestellung sei zu deskriptiv, also zu beschreibend, und es fehle eine theoretische Perspektivierung des Themas. Jede gute kulturwissenschaftliche Fragestellung zeichnet sich schließlich dadurch aus, dass sie erstens ein Forschungsfeld eingrenzt, dieses zweitens in einen (inter-)disziplinären Forschungskontext einordnet und drittens einen analytischen Fokus ausmacht (vgl. Bischoff/Oehme-Jüngling 2014).

So unterschiedlich die oben genannten Begriffe auch klingen: Sie haben eines gemeinsam. Es geht immer darum, eine spezifische, theoretisch angeleitete Position einzunehmen und sich damit dem Gegenstand aus einer bestimmten Richtung zu nähern. Die Metaphorik des Visuellen begegnet uns – neben der haptischen des „Begreifens“ – auffällig oft, wenn es um theoriegeleitetes Arbeiten geht: Oft ist von Perspektiven, Einsichten, Erkenntnissen oder Blickwinkeln die Rede, einem „in den Blick kommen/nehmen“ oder „Fokussieren“ bestimmter Themen oder Aspekte, die gerne „unter die Lupe“ genommen werden. Von dieser Semantik des Sehens haben wir uns auch bei den gemeinsamen Vorbereitungen dieses Bandes leiten lassen. Die Beiträge nutzen daher häufig die Metapher der Brille oder die des Mikroskops. Mit der Brille sieht man Dinge wieder klarer, mit dem Mikroskop sieht man Einzelheiten, die man sonst nicht sehen könnte, vergrößert, mit dem Fernrohr werden ferne Objekte näher gerückt. Dies ist, wengleich sicher etwas verkürzt, auch das Theorieverständnis, das wir vermitteln möchten. Eine Theorie, so unsere zentrale Annahme, dient dem Erkenntnisgewinn, der besseren Sicht und fungiert in diesem Sinn als Hilfsmittel, sie ist kein Selbstzweck. Die Sehhilfe, verstanden als situatives Werkzeug, nicht als Glaubensüberzeugung, Welterklärungsmodell oder Ideologie, rahmt und richtet den Blick, konfiguriert die Erkenntnismöglichkeiten und bringt in diesem Sinne Neues zum Vorschein. Bis in die Gestaltung des Umschlagcovers – es zeigt ein Detail der Basler Messe – zieht sich dieses Motiv durch den Band, man kann mit etwas Fantasie ein Auge erkennen oder zumindest eine Struktur, die den Blick auf den Himmel freigibt und richtet. Mit dieser Metaphorik der Sehhilfe ist aber gleichzeitig auch eine Warnung verbunden. Denn sowohl durch eine Brille als insbesondere auch durch ein Mikroskop oder Fernrohr sieht man immer nur Ausschnitte – sie formatieren gewissermaßen den Blick, indem sie ihn zugleich ausrichten und auch begrenzen. Das gilt auch für Theorien, analytische Begriffe oder Analysekategorien.

Zu all den genannten Begriffen haben wir hier einen eher pragmatischen Zugang. Sie sollen markieren, dass eine Analyse der Quellen, die wir kulturwissenschaftlich untersuchen, mit der Einnahme eines bestimmten wissenschaftlichen Standpunkts, der mit Theorien operiert und argumentiert, immer an Schärfe gewinnt. Die Metapher der Brille oder des Mikroskops erschien uns auch deshalb hilfreich, weil es manchmal hilft – um im Bild zu bleiben –, eine andere Brille mit neuer Sehschärfe oder Glastönung aufzusetzen oder beim Mikroskop ein anderes Objektiv und damit eine andere Vergrößerungsdimension zu wählen. Für einen guten Gesamteindruck kann das Zoomen in beide Richtungen unerlässlich sein. Genauso verhält es sich mit Theorien – in der konkreten Forschungsarbeit lohnt es sich, einen Gegenstand aus einer anderen Perspektive anzu-

sehen und kontinuierlich infrage zu stellen, ob ein gewählter theoretisch angeleiteter Zugang noch hilfreich ist.

Zum Stellenwert von Theorie in der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Forschung – fachgeschichtliche Einordnungen

Dieses Arbeitsbuch ist aus der Sicht einer bestimmten kulturwissenschaftlichen Disziplin verfasst: Der Europäischen Ethnologie, Kulturanthropologie oder Empirischen Kulturwissenschaft, die sich aus dem Fach Volkskunde entwickelt hat, das sich gegen Ende der 1960er Jahre auch aufgrund sich intensivierender Theorie- und Methodendiskussionen modernisierte. Dieses Fach hat eine starke empirisch-ethnografische Forschungstradition sowie ein wichtiges Standbein in der historisch-archivalischen Forschung. Im Kern geht es dem Fach darum, mit einem weiten Kulturbegriff – auch angelehnt an die Cultural Studies, die Kultur als unseren ganzen Lebensvollzug verstehen – Alltag und Lebenswelten in Vergangenheit und Gegenwart zu verstehen. Mit dem Verb verstehen sind schon ein spezifischer Zugang sowie ein spezifisches Wissenschaftsverständnis verbunden. Es geht nicht darum, im Sinne eines Naturgesetzes Kultur (Alltag, populäre Kultur, Lebenswirklichkeiten etc.) kausal zu erklären. Die Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Empirische Kulturwissenschaft ist eine verstehende Wissenschaft, die Kulturanalyse schwerpunktmäßig mikroperspektivisch betreibt, dabei jedoch auch das große Ganze im Blick hat. Wer etwa zu Hauptschüler*innen an Berliner Schulen forscht (Wellgraf 2012), erhebt auch den Anspruch, etwas über Hauptschüler*innen in Deutschland insgesamt aussagen zu können (wobei gleichzeitig an diesem Beispiel gesagt werden muss, dass hier etwa der nationale Bezugsrahmen immer auch reflektiert wird).

Ein kurzer Blick auf die volkskundliche Fachgeschichte ist in diesem Zusammenhang sehr hilfreich, weil man daran die Paradigmenwechsel und den sich wandelnden Umgang mit Theorie(n) beispielhaft sehen kann. Noch Ende der 1960er Jahre hat Hermann Bausinger, der am Tübinger Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft geforscht und gelehrt und sich intensiv für die Modernisierung der Disziplin eingesetzt hat, einen Beitrag zur „Theoriefeindlichkeit der Volkskunde“ (1968/69) vorgelegt. Bausinger beginnt diesen Beitrag mit einer Anekdote: Ein Kollege habe die Teilnahme an einer Veranstaltung abgelehnt, weil er nur etwas Theoretisches beitragen könne und sich nicht „als Theoretiker verschreien“ (ebd.: 55) lassen wolle. Bausinger argumentiert für die Volkskunde der 1960er Jahre, es gebe keine ausformulierten Theorien im Fach, vielmehr sei eine „nachhaltige Aversion gegen jede theoretische Bemühung“ (ebd.) zu beobachten. Aus heutiger Sicht ist das sicher eine pointierte Zuspitzung; er argumentiert aber nachvollziehbar, dass die angenommene Theoriefeindlichkeit eben auch mit der „*Vielfalt volkskundlicher Materialien*“ (ebd.; Herv. i. O.) zusammenhänge.

Insgesamt ist die fachgeschichtliche Einschätzung weit verbreitet, dass die Kulturwissenschaft volkskundlicher Prägung insofern eine wenig theorieaffine Disziplin sei, als dass sie Theorie primär nutze und nicht schaffe (vgl. Winterberg 2017: 67) und daher die Diskussion über weite Strecken der Fachgeschichte auch „kein eigenes Denk- und Erklä-

rungsmodell“ (Kaschuba 1999: 113) hervorgebracht habe. Wenn man auf die vielfältige Theorieproduktion anderer Disziplinen wie z. B. der Soziologie blickt und sich zugleich vergegenwärtigt, wie schnell und agil das Fach Europäische Ethnologie diese Theorieangebote immer wieder aufgegriffen und verarbeitet hat, so mag dieser Eindruck durchaus auch zutreffen. Allerdings darf dabei nicht übersehen werden, dass das Fach Volkskunde bereits sehr früh, etwa ab der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert und dann auch bis in die Zwischenkriegszeit, intern leidenschaftliche Theoriedebatten geführt hat. Die Fragen, um die es damals ging, waren insbesondere diejenigen, wie und wo genau schöpferische Prozesse innerhalb dessen, was ‚Volksleben‘ genannt wurde, stattfinden – auf individueller oder kollektiver Ebene – und wie sich die so entstandenen Kulturphänomene dann innerhalb einer Gesellschaft – bzw. in der damaligen Sprache: eines ‚Volkes‘ – verbreiten. Anhand der damals im Zentrum stehenden Untersuchungsgegenstände wie Lieder, Märchen, Bräuche oder Geräte wurde noch mit Begriffen wie ‚Volksseele‘, ‚vulgus in populo‘ oder ‚gesunkenem Kulturgut‘ (zu dieser frühen Theoriediskussion vgl. Jeggle 2001: 54–60) gearbeitet und heftig um sie gerungen, historisierende und psychologisierende Auffassungen standen sich argumentativ gegenüber. Da ging es nicht nur um die Beschreibung oder Sammlung von Einzelphänomenen, sondern durchaus um theoriegeleitete Versuche der Abstraktion und der Generalisierung. Dass viele der damals gewälzten Überlegungen heute keinerlei aktuelle Bedeutung mehr haben, zum Teil höchst problematisch geworden sind und wir mittlerweile mit ganz anderen Begriffen und Ansätzen arbeiten – geschenkt. Doch eine allgemeine Theoriefeindlichkeit des Faches lässt sich dort nicht beobachten. Vielmehr kann schon in dieser frühen Phase ein Bewusstsein dafür erkannt werden, was Bausinger dann in den späten 1960er Jahren so formuliert: „Nur theoretische Auseinandersetzung ist kritische Auseinandersetzung mit dem Bestehenden, nur sie vermag eine Praxis anzustoßen, die nicht nur blinde Wiederholung des schon Vorhandenen ist“ (Bausinger 1968/69: 57). Auch später gab es Versuche, theoretische Zugänge im Fach zu bündeln (vgl. auch Eggert 1974), insbesondere von Günter Wiegelmann (1995), der sich u. a. intensiv mit skandinavischen Ansätzen der Kulturforschung befasst hatte. Auch wenn bis heute eine aktuelle Zusammenfassung fachspezifischer theoretischer Zugänge oder Entwürfe fehlt, so ist doch eine große Aufmerksamkeit und Rezeptionsbereitschaft für unterschiedlichste Theorieangebote festzustellen, die freilich oft auf die jeweiligen Forschungsfragen zugeschnitten wurden, immer im Bestreben, dem Thema noch zusätzliche Erkenntnisse abzugewinnen. Damit ist eine wesentliche Motivation benannt, die theoriegeleitetes Arbeiten in der (Kultur-) Wissenschaft antreibt: Neben dem Wunsch nach Generalisierung, manchmal sogar dem nach der Beschreibung von Regelmäßigkeiten, geht es ganz allgemein darum, durch Abstraktion oder Perspektivierung in theoretischer Hinsicht einen erkenntnismäßigen Mehrwert zu erreichen, über das bereits Vorhandene und Bekannte hinauszukommen und dadurch statt „blinder Wiederholung“ (Bausinger 1968/69: 57) eine sehende Neuformulierung des vermeintlich bereits Bekannten zu erreichen.

Diese Funktion der Beförderung und Anlage von Erkenntnismöglichkeiten ist das entscheidende Merkmal, das alle in diesem Band versammelten Konzepte, Theorien, Begriffe und Denkschulen eint, im Übrigen sind sie durchaus unterschiedlich in

Komplexität, Reichweite und Abstraktionsgrad. Dies war eine bewusste Entscheidung, Homogenität und Einheitlichkeit in dieser Hinsicht haben wir nicht angestrebt. Aus diesem Grund unterscheiden wir hier auch nicht streng zwischen Theorie, Konzept, Perspektive, Analysekategorie oder Begriffsapparat – eine Theoretisierung der Theorie muss an dieser Stelle unterbleiben. Wichtig war uns, gerade unterschiedliche Spielarten eines im oben skizzierten Sinne instrumentellen, heuristischen Theorieverständnisses und -umgangs vorzuführen, das fallbezogen, elastisch und mit dem Anspruch mittlere Reichweite arbeitet.

Es geht uns also niemals um die Brille an sich. Im Zentrum einer kulturwissenschaftlichen Analyse steht immer das Sachthema, wobei der je spezifische Zugang hierzu ganz unterschiedlich theoretisch angeleitet sein kann. Theorie wird daher auch im vorliegenden Band und in unserem Fach insgesamt letztlich als Mittel zum Zweck und nicht als Selbstzweck verstanden, selbst auch wenn sich in der Wissenschaftsgeschichte sicher auch andere Beispiele finden lassen: *Theory follows topic* – und nicht andersherum – könnte man in freier Abwandlung des berühmten „*Form follows function*“-Leitsatzes aus Design und Architektur für einen empirisch-kulturwissenschaftlichen Arbeitsstil des Umgangs mit Theorieangeboten sagen, der auch für diesen Band leitend ist.

3. Was bedeutet „kulturtheoretisch argumentieren“? Praktische Hinweise

Theoriegeleitetes Interpretieren ist, das zeigen allein die hier ausgeführten Aspekte, wohl eine der größten Herausforderungen für Studienanfänger*innen. In einführenden Lehrveranstaltungen prasseln unzählige theoretische Konzepte, Namen wichtiger Forscher*innen, Fachbegriffe und Perspektiven auf angehende Kulturwissenschaftler*innen ein. Da gilt es zunächst einmal, den Überblick zu behalten. Denn erst, wenn man sich einen guten Überblick verschafft, wer etwa wann aus welcher Perspektive mit welchen Zielen etwas zum Thema *Gouvernementalität* geschrieben hat, kann man das so erarbeitete Wissen auch auf ein konkretes Thema oder Feld anwenden. Doch mit der Kenntnis dieser Konzepte allein ist es eben nicht getan, es geht ja um ihre perspektivierende Wirkung in konkreten thematischen Fällen.

Der vorliegende Band möchte hierzu Hilfestellungen geben, Zugänge schaffen und nachvollziehbare Schritte für die eigene Umsetzung anleiten. Knappe und einfache Rezepte, die sich schon nach kurzer Zeit nachkochen lassen, kann er nicht bieten. Aber er stellt exemplarisch und hoffentlich gut nachvollziehbar vor, wie solche Argumentationen aussehen können, und erläutert auch, wie sie entwickelt wurden, macht also auch ihren Entstehungsprozess nachvollziehbar. Ein souveräner Umgang mit analytischen Konzepten wie *Habitus*, *Affordanz* oder *Narrativität* stellt sich erst nach und nach ein, braucht Übung und Fleiß. Basis dafür ist die kontinuierliche Lektüre wissenschaftlicher Literatur. Das erfordert Geduld. Argumentationen zu entwickeln und Literatur, Theorien und Quellenmaterial systematisch und konsequent aufeinander zu beziehen, wird erst im Laufe des Studiums nach und nach erlernt, eingeübt und verfeinert.



Literatur aufbereiten

Für den sicheren Umgang mit Theorien sollten Sie sich intensiv mit der vorliegenden Literatur auseinandersetzen. Um hier den Überblick nicht zu verlieren, empfiehlt sich das Exzerpieren bereits gelesener Texte. Die eigene Aufarbeitung in Form eines schriftlichen Lektüreprotokolls (dem Exzerpt) ist eine zentrale wissenschaftliche Arbeitstechnik und erleichtert es Ihnen, zunächst auch im eigenen Denken, Ordnung herzustellen und das einmal erarbeitete Wissen dann für die zukünftige Arbeit zu sichern. In Exzerpten halten Sie Thesen und Fragestellungen eines Textes, Argumentationslinien, Ihre eigenen Fragen und Gedanken zum Text sowie zentrale Zitate für sich selbst fest. Es lohnt sich für die spätere Arbeit, wenn Sie am Beginn oder am Ende eines Exzerpts auch eine kurze schriftliche Zusammenfassung des gesamten Textes schreiben. Indem Sie den inhaltlichen Kern des Gelesenen in eigenen Worten formulieren, erfassen Sie die zentralen Aspekte gedanklich und bereiten sie für die spätere sprachliche Verarbeitung in Ihrer eigenen Argumentation vor. Das ist gerade zu Beginn des Studiums ein Vorgang, der geübt werden will. Die Zeit ist aber gut investiert, denn so können Sie später leicht und schnell auf die bereits geleistete Lektürearbeit zurückgreifen und die für Sie wichtigen Gedanken in Ihren Text einbauen.

Kulturtheoretisch zu argumentieren ist eine Übungssache, ein Handwerk, das mit einer gewissen Ausdauer und Geduld erlernt werden muss. Schon in ersten Präsentationen, Referaten oder Hausarbeiten kann geübt werden, Theorieangebote aufzugreifen und diese in einer analytisch ausgerichteten Fragestellung zu verarbeiten. Seminare sind dabei eine ausgezeichnete Möglichkeit, um den Umgang mit theoretischen Positionen zu diskutieren, so lässt sich im Laufe des Studiums Souveränität und Sicherheit gewinnen. Was aber genau bedeutet es, kulturtheoretisch zu argumentieren? Wissenschaft bedeutet immer Dialog. Bereits formulierte wissenschaftliche Positionen werden dabei rezipiert, aus dem eigenen Fachverständnis heraus – in unserem Fall kulturwissenschaftlich – interpretiert (dabei ist beispielsweise zu fragen, ob eine Theorie aus der Soziologie, die auf quantitativer Forschung beruht, für empirisch-qualitative Kulturanalyse fruchtbar zu machen ist), weiter gedacht oder – wie oben skizziert – auch verworfen, wenn das eigene Material dies nahelegt (vgl. Breidenstein u. a. 2015: 166). Kulturtheoretische Argumentation bedeutet deshalb in erster Linie ein dialogisches Vorgehen, bei dem das eigene Quellenmaterial (ein Interview, ein Zeitungsartikel, Instagram-Posts oder Youtube-Videos, Feldnotizen zu einer teilnehmenden Beobachtung, Archivalien) zunächst auf der Basis einer ersten Fragestellung ausgewertet wird. Breidenstein u. a. fordern in ihrer Einführung in die ethnografische Forschung deshalb auch, theoretische und empirische Arbeit „in eine symmetrische Beziehung zu bringen“ (ebd.: 174). Die ersten Ergebnisse werden in einem zweiten Schritt dann mit wissenschaftlicher Literatur in Beziehung

gesetzt. In einer Hausarbeit oder Abschlussarbeit geschieht dies meist in einem ‚Forschungsstand‘ genannten Abschnitt, der dazu dient, Arbeiten zu demselben oder einem verwandten Thema zuerst aus der eigenen Disziplin und aus interdisziplinärer Sicht, d. h. der anderer Fächer, zu diskutieren. Hier bietet es sich schon an, zu beobachten, wie die bereits vorliegende Literatur mit analytischen oder theoretischen Konzepten umgegangen ist. Was haben Autor*innen hier für die eigene Analyse produktiv gemacht? Erscheint dies nachvollziehbar und lohnt es sich, die dort genutzten Konzepte auch für das eigene Thema, Feld oder Material fruchtbar zu machen? Gerade in den ersten Semestern soll und darf man sich unbedingt inspirieren lassen, d. h. Zugänge und Perspektiven bei anderen Autor*innen anschauen und einfach einmal auf den eigenen thematischen Fall übertragen. Dabei gilt es, mit dem eigenen Fachverständnis im Hintergrund auch immer kritisch zu bleiben. Theorien darf und soll man auch widersprechen! Ohnehin ist es eine konstruktive Haltung, wenn man auch wissenschaftlichen Texten grundsätzlich mit neugieriger Skepsis begegnet und fragt, ob man Zugänge, Methoden und Auswertungen so auch teilen würde. Die Grundlage von Kritik bildet dabei aber immer eine gründliche Lektüre und kann auch erst auf der Basis gut begründeter wissenschaftlicher Argumente stattfinden: Wer einzelne Aspekte der Akteur-Netzwerk-Theorie kritisieren will, muss sich zunächst einen profunden Überblick über diese Theorie und darauf aufbauend über ihre Rezeption in verschiedenen Disziplinen verschafft haben.

Die eigene theoretisch angeleitete Argumentation findet dann in der Interpretation des eigenen Materials statt. Dort werden dann zentrale Aspekte herausgearbeitet und mit analytischen Konzepten verbunden. Wie dies genau geschehen kann, beschreiben neben den gängigen methodischen Einführungswerken zur qualitativen Forschung (z. B. Bischoff/Oehme-Jüngling/Leimgruber 2014) beispielsweise auch Breidenstein u. a. (2015) in ihrem Lehrbuch zur ethnografischen Forschung.

Konkret im Text einer Hausarbeit, Abschlussarbeit oder in der mündlichen Präsentation heißt das, dass sich Quellenmaterial, Zitate aus wissenschaftlicher Literatur und darauf aufbauend die eigene Interpretation abwechseln. In den kulturwissenschaftlichen Fächern wird dabei häufig großer Wert auf die sog. akteurszentrierte Perspektive gelegt. Wer sagt was in welchem Kontext? Passivkonstruktionen wie etwa „In Deutschland wurde das Tragen eines Mundschutzes im Kontext der Corona-Pandemie von den Bürger*innen überwiegend abgelehnt“ sollten unbedingt vermieden werden. Ebenso ungünstig sind Formulierungen wie „In der Ethnizitätsforschung ist man der Auffassung, dass ...“, denn DIE Ethnizitätsforschung gibt es gar nicht. Es gibt verschiedene Autor*innen aus verschiedenen Disziplinen, die sich zum Teil über lange Zeiträume und in ganz unterschiedlichen Kontexten mit unterschiedlichen Beispielen und analysierten Quellen zum Thema geäußert haben, ebenso wenig gibt es DIE Bürger*innen Deutschlands. Ross und Reiter sollten immer klar benannt werden. Nur so wird deutlich, wer denn etwas in welchen Kontexten ablehnt oder wer aus welchen Gründen eine Auffassung teilt. Dies gelingt durch die Benennung der Kontexte und der Sprechenden, Schreibenden oder Argumentierenden Akteur*innen – und zwar sowohl in den Quellen wie in der rezipierten wissenschaftlichen Literatur.



Literatur zitieren, paraphrasieren und einordnen

Wichtig ist in der kulturwissenschaftlichen Argumentation, dass Zitate aus der wissenschaftlichen Literatur wie aus den Quellen nicht aus dem Zusammenhang gerissen werden, sondern so gut es geht kontextualisiert und auch zeitlich und disziplinär eingeordnet werden (etwa: „Der Soziologe Ulrich Bröckling geht in seinen Arbeiten zur Figur des unternehmerischen Selbst davon aus, dass ...“). Wenn Sie dann, in diesem Fall Ulrich Bröckling, zunächst direkt zitieren, sollten Sie zudem den Inhalt des Zitats, bzw. das, worauf es Ihnen besonders ankommt in der zitierten Stelle, in eigenen Worten wiedergeben. Das nennt man Paraphrasieren. Denn Zitate stehen ja nicht für sich selbst; sie sind selbst interpretationsbedürftig, und Sie sollten es nicht den Leser*innen überlassen, was Sie mit der Wahl eines Zitats aussagen möchten. So können Sie zeigen, wie Sie eine These von Pierre Bourdieu oder Hermann Bausinger selbst verstehen und was Ihnen an einem Zitat wichtig ist. Warum haben Sie ein Zitat für Ihre Interpretation überhaupt ausgewählt? Auf einer praktischen Ebene gibt es dafür eine ganze Reihe an Ausdrucksmöglichkeiten: „XY argumentiert, geht davon aus, diskutiert die These, bezieht sich auf AB und schlussfolgert daraus, dass ...“ etc. Wenn Sie die Standpunkte gelesener Autor*innen wiedergeben, sollten Sie immer auch indirekte Rede nutzen und natürlich Belege für das aufgegriffene Argument angeben. Achten Sie bei der Lektüre wissenschaftlicher Texte doch einmal darauf, wie die von Ihnen gelesenen Autor*innen das machen.

Nach diesen praktischen Hinweisen nun noch einige Überlegungen zur Rolle und zur Funktion kulturtheoretischen Argumentierens: Eine erste Funktion wurde oben bereits angesprochen. Indem Wissenschaftler*innen Material aus der Perspektive von Theorie diskutieren, öffnen sie ihre Befunde für den wissenschaftlichen Dialog. So entsteht wissenschaftlicher Erkenntnisgewinn, der dann anschlussfähig wird an bereits existierende Forschung und der die Forschung wiederum anschlussfähig macht an folgende Arbeiten, die vielleicht ein ganz anderes Thema behandeln, aber ähnliche Theorieangebote nutzen und umgekehrt. Eine zweite Funktion liegt in der Verallgemeinerung und Verallgemeinerbarkeit Ihrer Ergebnisse. Indem Sie Ergebnisse mit Theorie verknüpfen, abstrahieren Sie den einzelnen Befund immer auch. Die Analyse gewinnt dadurch an Komplexität. Eine dritte Funktion besteht darin, durch eine theoriegeleitete Perspektive Zusammenhänge und Querbezüge – sowohl innerhalb des Materials als auch zwischen Quelle und anderen Faktoren – zu erkennen und sprachlich herzustellen, die so aus dem Material alleine nicht oder nur sehr schwer erkennbar wären. Damit leisten theoriegeleitete Argumentationen eine Kontextualisierungsarbeit, die das Thema oder einzelne Quellenbefunde in andere, größere oder zunächst verdeckte Zusammenhänge rückt, damit in einem neuen Licht erscheinen lässt und so einen Erkenntnismehrwert schafft. Eine Hose ist zunächst einmal Kleidungsstück. Unter der Perspektive des Habitus-Konzeptes wird

sie zu einem symbolischen Mittel der gruppenspezifischen Abgrenzung und des Statusausdrucks, unter gendertheoretischer Perspektive u. U. zu einem Mittel der Herstellung von Geschlecht usw. In diesem Sinn generieren theoriegeleitete Argumentationen zugleich Thesen, die dann als – an anderem Material – zu überprüfende Hypothesen für den weiteren Forschungsprozess bereit- und anstehen.

Durch diese Abstraktions-, Generalisierungs- oder Kontextualisierungseffekte befördern theoriegeleitete Argumentationen den wissenschaftlichen Diskurs insgesamt. Dass sich die zum Einsatz kommenden Konzepte in Reichweite, Abstraktions- oder Komplexitätsgrad unterscheiden, ist dabei keineswegs problematisch, sondern sogar eher förderlich, weil so die Vielfalt der Blickwinkel auf die zu untersuchenden Phänomene noch erhöht wird. Genau dies streben die Beiträge dieses Bandes auch an: eine Steigerung der Fülle an Perspektiven, wie sie sich in der konkreten Umsetzung von theoretischen Ansätzen in einzelnen thematischen Fällen zeigt.

4. Warum ein Arbeitsbuch?

Die Idee zu diesem Arbeitsbuch entstammt langjährigen Erfahrungen in der universitären Lehre und dem immer wieder prominent geäußerten Wunsch von Studierenden, mehr darüber zu lernen, wie theoretisch angeleitetes Argumentieren in den Kulturwissenschaften eigentlich genau funktioniert. Zwar gibt es schon eine Reihe von Lehrbüchern zum Kulturbegriff, zu Kulturtheorien und zum wissenschaftlichen Arbeiten, doch es fehlte ein Buch, das in die spezifischen Arbeitsweisen des Argumentierens mit Kulturtheorie einführt. Der Schwerpunkt liegt, wie eingangs skizziert, eben gerade nicht in der umfassenden Diskussion eines (kultur-)theoretischen Konzepts. Dann hätten die Beiträge ganz anders ausgesehen und wohl auch viel mehr Literatur aus viel mehr Fächern rezipieren müssen. Auch war uns von vornherein klar, dass wir kein abstraktes, gewissermaßen theoretisches Buch über den Umgang mit Kulturtheorie gestalten wollen. Der Schwerpunkt liegt vielmehr darauf – ganz im Sinne von: Show, don't tell! –, die Schritte, Strategien und Modi der Argumentation jeweils an einem konkreten Fallbeispiel vorzuführen und praktisch nachzuvollziehen.

Dem ist auch der Aufbau der meisten Beiträge in diesem Band geschuldet. Sie folgen fast alle einer ähnlichen Struktur, die gewährleistet, dass sie in ihrem Gehalt über den konkreten thematischen Fall hinausweisen. Nach einer inhaltlichen Hinführung folgt zunächst eine Darstellung des zentralen Konzeptes, dann ein Abriss über die Rezeption dieses Konzeptes im Fach und dann eine ausführliche Analyse des gewählten Themenbeispiels unter der spezifischen Perspektive des Konzeptes. Auf diese Weise versuchen die einzelnen Beiträge zugleich, den gedanklichen Weg nachzuzeichnen, der immer zurückzulegen ist, wenn man mit einem theoretischen Konzept arbeiten möchte: Konzept klären, in seiner Genese und Zielrichtung verstehen, die fachspezifische Rezeption zur Kenntnis nehmen und sich dann in der eigenen Arbeit am konkreten Fall von der theoretischen Perspektive inspirieren lassen und sich sowohl zum Thema als auch zur ‚Vorgeschichte‘ des Konzeptes bewusst verhalten und damit auch positionieren.

Ergänzend bemühen sich die Autor*innen in ihren Abhandlungen auch, die eigenen Textstrategien im Argumentieren möglichst offenzulegen, damit man das dann bei der eigenen Arbeit nachahmen kann. Zu diesem Zweck sind in allen Beiträgen – so auch in diesem Einführungskapitel – eigens abgesetzte Kästchen, in denen diese erklärenden Meta-Kommentare zu Schreibstrategie, Argumentationstechnik, theoretischer Perspektivierung oder Theoriemodifikation zu finden sind.

Die Fallbeispiele sind, wie der Name schon sagt, grundsätzlich exemplarisch gedacht. Auch wenn der Habitusbegriff am Tragetuch diskutiert wird oder das Konzept Tradition an einem belgischen Karneval, so fordern die Texte doch dazu auf, Übertragungsleistungen zu erbringen: Habitus kann man genauso an einem Vorgarten in einer spanischen Kleinstadt beobachten oder im Zimmer einer finnischen 17-Jährigen; Tradition und Traditionalisierung kann man ebenso am Beispiel polnischer Staatsfeiertage untersuchen oder an einem Open-Air-Festival, das jährlich stattfindet. Es geht also auch hier um Verallgemeinerbarkeit, Abstraktion und damit Übertragbarkeit.

Da dieses Arbeitsbuch exemplarischen Charakter hat, erhebt es – wie bereits betont – auch keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Ohnehin zeigen auch die Textsammlungen kulturtheoretischer Klassiker*innen, dass man immer dazu aufgefordert ist, eine Auswahl zu treffen. Wir haben uns deshalb dazu entschieden, einige Konzepte in den Band aufzunehmen, die für kulturwissenschaftliches Arbeiten häufig relevant sind, auch wenn einige hier sicher fehlen (etwa Gender, Alltag oder Raum). Da die Beiträge aber Grundsätzliches zeigen sollen, hoffen wir, dass sie bei der Lektüre auch hilfreich für die Arbeit mit weiteren Konzepten sind, die hier nicht abgebildet werden konnten.

Dem Ziel des Bandes ist es auch geschuldet, dass die Darstellung der fachlichen Rezeption der jeweiligen Konzepte lückenhaft bleiben musste. Ansonsten hätte man beispielsweise über den Begriff Diskurs einen eigenen Band schreiben können. Auch hier geht es um das Exemplarische und die Art und Weise, wie man die Rezeption eines Konzepts in einer bestimmten Disziplin oder aus einer interdisziplinären Perspektive zusammenfassen und für die eigene Argumentation produktiv machen kann – für die eigene Weiterarbeit besonders geeignete Literatur ist daher in den sich jeweils anschließenden Bibliografien durch ein Sternchen (*) markiert. Lückenhaft blieb in allen Beiträgen zwangsläufig auch die Analyse des jeweiligen Fallbeispiels, obwohl ihr jeweils vergleichsweise viel Platz eingeräumt wird. In vielen Beiträgen verweisen die Autor*innen deshalb darauf, dass man das jeweilige Phänomen oder Feld auch mit einem ganz anderen Konzept hätte ansehen können und man dann auch zu anderen Ergebnissen kommen würde. Ohnehin widersprechen die Beiträge insofern kulturwissenschaftlicher Arbeit, als – wie oben mit Kaspar Maase schon argumentiert wurde – jede gute kulturwissenschaftliche Arbeit in der Regel mit einer Vielzahl theoretischer Konzepte argumentieren muss, um den meist sehr komplexen Gegenständen, Alltagskulturen und Lebenswirklichkeiten gerecht zu werden. Wie dies konkret geschehen kann, zeigt Kaspar Maase in seinem Beitrag zur Populärkultur. Sein Text folgt nämlich einem etwas anderen Aufbau als die übrigen Beiträge, um an einem Themenfeld beispielhaft vorzuführen, wie gerade die Vernetzung unterschiedlicher Theorieangebote zu einem besseren Verständnis von Populärkultur beitragen kann.

Sowohl der Komplexität der thematischen und konzeptionellen Zusammenhänge als auch der Zielgruppe dieses Bandes ist auch eine Verabredung geschuldet, die die Autor*innen gemeinsam in zwei Vorbereitungsworkshops getroffen haben: Verständlichkeit und Klarheit sollten Trumpf sein – und dies nicht nur aus didaktischen, sondern auch aus grundsätzlichen Erwägungen. Zum einen bedeutet dies, in den Texten Fachtermini und Fremdwörter, die höheren Semestern bereits gut geläufig sein mögen, mit Blick auf unsere primäre Zielgruppe verständlich zu erläutern. Zum anderen war damit die Entscheidung verbunden, für die inhaltlichen Fallbeispiele jeweils auf bereits bearbeitete Themen zurückzugreifen und absichtlich kein persönliches Neuland zu betreten. Denn gerade dann, wenn man ein Thema schon gut durchdrungen und gründlich durchdacht hat, kann man in einer klaren und verständlichen Form darüber schreiben. Eine unverständliche und überkomplexe Sprache jedoch lässt bisweilen auf einen noch unreifen Bearbeitungsstand schließen, wird aber trotzdem oft für Gelehrsamkeit gehalten. Unser Ziel war es jedoch, nach dem Ideal der verständlichen Gelehrsamkeit zu streben, wohl wissend, dass auch hier der Weg das Ziel ist und das Ziel immer ein Weg bleibt.

Wir wünschen viel Vergnügen und hoffentlich manchen Aha-Effekt bei der Lektüre!

Dank

Dieses Arbeitsbuch ist nur durch die Mithilfe vieler engagierter Menschen entstanden, denen es Dank auszusprechen gilt: Beate Plugge, die von Seiten des Waxmann Verlags das Buchprojekt konstruktiv begleitet und die rasche Drucklegung ermöglicht hat. Großen Dank schulden wir der studentischen Gruppe rund um Karin Bürkert (Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen), die eine Vielzahl erster Fassungen von Beiträgen gelesen und kommentiert hat. Das war sozusagen der didaktische Praxistest, dem die Beiträge eine wichtige Schärfung und Präzisierung verdanken. Gleiches geschah in einem Seminar am Freiburger Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie (Dank gilt hier den studentischen Seminarteilnehmer*innen sowie dem Seminarleiter Jörg Giray) sowie einem Seminar in der Innsbrucker Europäischen Ethnologie unter Timo Heimerdingers Leitung. Besonderer Dank gilt Barbara Sieferle für manche zusätzliche Vorablektüre und den studentischen Hilfskräften Lea Breitsprecher und Tobias Becker, die bei den Lektorats- und Korrekturarbeiten eine unverzichtbare Hilfe waren. Schließlich gilt es den Autor*innen zu danken, die sich auf dieses Experiment eingelassen haben, das nicht gänzlich unserer gängigen Publikations- und Arbeitspraxis entspricht, weil die Beiträge zwangsläufig immer auch zugunsten von Verständlichkeit und Lesbarkeit komplexe Sachverhalte reduzieren müssen. Dass die Autor*innen in zwei intensiven Workshops nicht nur kollektiv an den Beiträgen gearbeitet, sondern auch insgesamt dazu beigetragen haben, die Struktur und Konzeption des Bandes zu verfeinern und zu konkretisieren, mag als Beleg dafür gelten, wie wichtig ihnen das Anliegen eines didaktisch aufbereiteten Lehrbuchs zur Verbindung von Empirie und Theorie war.

Gedruckt wurde der Band mit finanzieller Unterstützung durch den Forschungsschwerpunkt „Kulturelle Begegnungen – Kulturelle Konflikte“ und das Dekanat der Philosophisch-Historischen Fakultät der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck sowie mit Mitteln des Freiburger Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie – auch dafür vielen Dank!

Freiburg i. Br./Innsbruck im Juni 2020

Literatur

- Bachmann-Medick, Doris (³2014): Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Reinbek [Erstausgabe 2006].
- Bausinger, Hermann (1968/69): Zur Theoriefeindlichkeit in der Volkskunde. In: *Ethnologia Europaea* 2/3: 55–58.
- Bausinger, Hermann (1980): Zur Spezifik volkskundlicher Arbeit. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 76: 1–21.
- Bischoff, Christine (2014): Empirie und Theorie. In: dies./Oehme-Jüngling, Karoline/Leimgruber, Walter (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern: 14–31.
- Bischoff, Christine/Oehme-Jüngling, Karoline (2014): Fragestellungen entwickeln. In: dies./Leimgruber, Walter (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern: 32–52.
- Bischoff, Christine/Oehme-Jüngling, Karoline/Leimgruber, Walter (Hg.) (2014): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern.
- Brednich, Rolf Wilhelm (³2001): *Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*. Berlin [Erstausgabe 1988].
- Breidenstein, Georg u. a. (²2015): *Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung*. Konstanz/München [Erstausgabe 2013].
- Candea, Matei (Hg.) (2018): *Schools and styles of anthropological theory*. London/New York.
- Eggert, Manfred (1974): Zur Theoriebildung in der Europäischen Ethnologie. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 70: 58–63.
- Hansen, Klaus P. (³2003): *Kultur und Kulturwissenschaft*. Tübingen/Basel [Erstausgabe 1995].
- Hastrup, Kirsten (1995): *A Passage to Anthropology. Between Experience and Theory*. London/New York.
- Hejl, Peter M. (2005): Kulturtheorien. In: Nünning, Ansgar (Hg.): *Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften*. Stuttgart: 121–124.
- Herzfeld, Michael (2001): *Anthropology. Theoretical Practice in Culture and Society*. Malden u. a.
- Hirschauer, Stefan (2010): Die Exotisierung des Eigenen. Kulturosoziologie in ethnografischer Einstellung. In: Wohlrab-Sahar, Monika (Hg.): *Kulturosoziologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen*. Wiesbaden: 207–225.
- Hirschauer, Stefan/Amann, Klaus (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt a. M.
- Hofmann, Martin Ludwig/Korta, Tobias F./Niekisch, Sibylle (2004): *Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie*. Frankfurt a. M.
- Jeggle, Utz (³2001): Volkskunde im 20. Jahrhundert. In: Brednich, Rolf Wilhelm (Hg.): *Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*. Berlin: 53–75 [Erstausgabe 1988].